

Die Serenade

Zum Glück war es ein warmer Sommerabend. Die Kreismusikschule hatte ein Streichorchester samt Sologitarristen aufgeboten, um etwa fünfzig Besucher zu unterhalten. Wir saßen unter einer alten Linde vor dem Musikschulgebäude aus dem 19. Jahrhundert. Gleich daneben stand die ältere, ockerfarbene evangelische Kirche. Das architektonische Ensemble passte zur Musik.

„Dass es das noch gibt!“, rief meine alte Mutter.

Beide Eltern hatten sich sehr auf ein klassisches Konzert gefreut. Ihre Vorfreude wurde nicht enttäuscht. Mehr noch: Der Ort nahm sie auf und gab ihr einen passenden Raum. Ein Streichorchester hier auf dem Land, an einem milden Sommerabend, unter einer alten Linde, zwischen Kirche und Musikschule – für einige Stunden schien alles zusammenzugehören.

Auch das ist eine Form von Erinnerung.

Das alte Stadthaus verwies schon bei seiner Errichtung vor beinahe zweihundert Jahren auf eine noch ältere Zeit. Es sprach die Formensprache des Klassizismus. Auch die benachbarte Kirche verwendete diese architektonische Symbolsprache. Regelmäßige Fenster, klare Gliederungen, ausgewogene Proportionen: Die Gebäude standen nicht nur dort. Sie blickten einen an.

Es ist heute nicht leicht, eine solche Erinnerungskultur aufrechtzuerhalten. In Wattenscheid, mitten im großstädtischen Ruhrgebiet, wurde die Altstadt vor vierzig oder fünfzig Jahren fast vollständig abgerissen und durch hohe Beton- und Stahlbauten ersetzt. Jedes Gebäude steht dort für sich. Geschäfts- und Wohnhäuser erfüllen ihre Funktion, groß, dauerhaft und gesichtslos. Die kleine historische Marktkirche mit ihren alten Bäumen ist geblieben. Aber sie steht nun buchstäblich im Schatten der neuen Architektur.

Nur die viel ältere Propsteikirche kann sich gegen Kaufhaus und Wohntürme noch behaupten. Sie war einst als Kirchenburg gebaut worden und ist wehrhaft geblieben. Man könnte fast meinen, sie verteidige nicht nur sich selbst, sondern auch die Erinnerung an eine Stadt, die einmal einen Zusammenhang bildete.

Bei der Serenade der Musikschule erklang Palestrina. Der Gitarrist spielte Carulli, wenn ich die junge Ansagerin richtig verstanden habe. Es gab auch moderne Filmmusik. Vor allem aber erzählte die junge Musikerin immer wieder von der Polyphonie. Sie kannte die dorische Kirchentonart noch nicht, bevor sie in die Proben kam. Sie hatte keine Hörerfahrung davon, wie ein Fugato oder gar ein Kontrapunkt funktioniert.

„Dieses Stück ist sogar sechsstimmig“, sagte sie. „Aber es klingt trotzdem ganz gut.“

Man konnte darüber lächeln. Doch vielleicht war dieser Satz einer der schönsten des Abends. Er sprach nicht aus der Sicherheit des Bildungsbürgertums. Er sprach vom Staunen. Da entdeckte jemand eine fremde musikalische Welt und stellte überrascht fest, dass sie trotz ihrer ungewohnten Ordnung schön sein konnte.

Während der Musik durfte man ausdrücklich umhergehen und sich etwas zu trinken holen. Einige Kinder und Jugendliche hatten sich auf der historischen Grundstücksmauer niedergelassen. Sie kommentierten Musik und Ansagen mit unvermittelten Rufen. Sie saßen nicht still und andächtig

im Konzertsaal. Vielleicht hörten sie nur halb zu. Vielleicht warteten sie auf ein bestimmtes Stück, auf einen Freund im Orchester oder einfach auf den nächsten Anlass zu einem Zwischenruf.

Aber sie waren da.

Die alte Mauer war keine Grenze. Sie war ihr Sitzplatz geworden. Zwischen Kirche und Musikschule, zwischen Palestrina und Filmmusik, zwischen den Erwartungen der Alten und der Neugier der Jungen fanden auch sie ihren Ort.

Es war ein milder, schöner Abend. Später gingen wir durch eine moderne Straße zu den modernen Glas- und Betonhäusern mit all ihrem Komfort. Aber ihre glatten Flächen konnten den eigentümlichen Stolz der alten Gebäude nicht überstrahlen. Die großen regelmäßigen Fenster des Musikschulhauses hatten etwas beinahe Luxuriöses. Nicht, weil das Haus besonders kostbar gewesen wäre. Sondern weil es ein Gesicht besaß.

Die alten Bauten wurden zum Hintergrund für Gruppenfotos des Orchesters und für Selfies mit einzelnen Musikern. Menschen stellten sich vor sie, als gehörten die Gebäude für diesen Augenblick zu ihnen. Oder als wollten sie selbst für einen Augenblick zu diesem Ort gehören.

Erinnerung brachte die Menschen zusammen. Zumindest diejenigen, die für einen solchen Abend Freude aufbringen konnten.

Doch an den Kindern und Jugendlichen auf der Mauer ließ sich etwas Weiteres erkennen: Diese Freude beruhte nicht nur darauf, in einer solchen Erinnerung sozialisiert worden zu sein. Man musste Palestrina nicht kennen. Man musste nicht wissen, was eine dorische Kirchentonart oder ein sechsstimmiger Satz ist. Man musste nicht mit alten Kirchen und klassizistischen Häusern aufgewachsen sein.

Man konnte auch einfach neugierig sein.

Vielleicht bleibt Erinnerung gerade so lebendig. Nicht, wenn sie verlangt, dass man sie bereits kennt. Sondern wenn sie einen Raum schafft, in den Menschen eintreten können. Manche mit Vorfreude. Manche mit Bildung. Manche mit Erinnerungen an frühere Konzerte.

Und manche, indem sie sich einfach auf die alte Mauer setzen.